

## *Im Schwesternzimmer*

Mein Weg führt mich ins Schwesternzimmer.

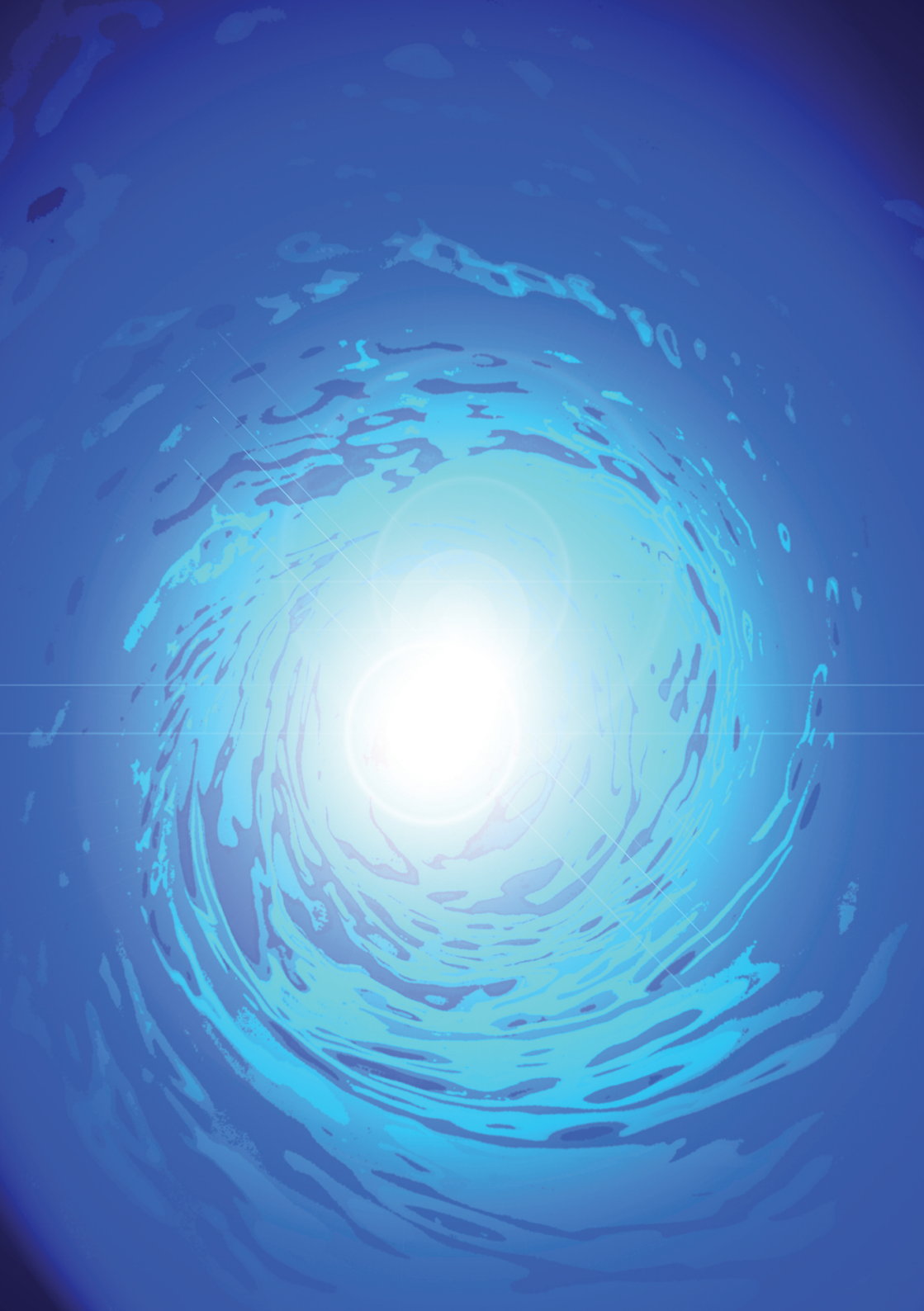
Dort habe ich fröhliches Lachen gehört. Fast das ganze Personal der Station ist dort gerade versammelt. Ich geselle mich dazu. Eine lustige Begebenheit wird erzählt. Gespannt hören wir zu und lachen noch mehrmals – spontan, normal, herzlich. Lachen, wie wir es außerhalb der Station gut kennen.

Nach dem Ende der Geschichte verlassen die meisten das Schwesternzimmer und gehen wieder ihrer Arbeit nach.

Auch ich. Das Stück Normalität im Schwesternzimmer tut gut.

Während ich aus dem Schwesternzimmer gehe, wird mir bewusst, wie wertvoll diese Normalität ist, die bei der Arbeit fehlt. Ständig ist das Personal mit emotionalen Extremsituationen, mit Sterben und Tod konfrontiert.

Wer auf der Station tätig ist, muss sich mit diesen Themen sehr intensiv auseinandersetzen. Es ist gut, dass die meisten hier Teilzeit beschäftigt sind. Aber denjenigen, die hier mit voller Stelle arbeiten, gebührt höchster Respekt. Um sich zu schützen, brauchen sie in ihrer Freizeit die Fähigkeit sich ganz abzugrenzen.



## **Richard**

Mein Weg führt mich zum weitest entfernten Zimmer der Station, zu Richard.

Die letzten Male hat Richard gerne an der Musiktherapie teilgenommen, hat den Klängen zugehört, die ich spielte. Aber wir redeten kaum miteinander. Die Musik genügte zur Kommunikation. Bei der Informations-Übergabe sagte die Ärztin, dass sich Richards Zustand verschlechtert und der Sterbeprozess begonnen habe.

Ich klopfe an die Türe und trete ein.

Richard hat die Augen geschlossen. Ich begrüße und berühre ihn. Richard schlägt die Augen auf. Er scheint mich nicht zu erkennen. Seine Augen schauen mich fragend an. „Ich bin es, die Musiktherapeutin. Das letzte Mal hörten Sie meinen Klängen gerne zu.“ Richard begreift und es vollzieht sich eine dramatische Verwandlung in seinem Gesicht. Seine Augen weiten sich, werden riesengroß, sein Mund öffnet sich, formt sich zu einem kleinen Kreis, die Stirn legt sich in Falten, pures Entsetzen und Panik zugleich liegen in seiner Miene. Ich fühle mich unvermittelt als der furchterregende Todesengel, als abscheuliches Monster...

Mit meiner Anwesenheit habe ich – ohne es zu wollen – die Erinnerungen an die letzte Therapiestunde aktiviert und seine Todesängste reaktiviert, die er nicht kontrollieren kann.

Ich sehe Richard direkt an, nicke ihm zu und gehe aus dem Zimmer. Auch solche Begegnungen gibt es.

Das Personal der Palliativstation begleitet die Kranken nur ein sehr kleines Stück Weges, meistens nur zwei bis drei Wochen. Aber es sind wichtige, entscheidende Wochen, die letzten

Wochen des Lebens. Wir wissen daher wenig über die psychische Auseinandersetzung dieser Menschen mit ihrer Krankheit. Bevor sie zu uns kommen, haben die meisten schon lange vorher erfahren, dass sie sterbenskrank sind. Vielleicht haben sich manche schon innerlich auf ihren Tod eingestellt, wissen aber dennoch nicht, wie sie in den letzten Wochen reagieren, empfinden und letztendlich sterben werden.

Und wir, die gesund und vital sind, wissen es überhaupt nicht. Wir können nur Vermutungen anstellen, wie wir eventuell in unseren letzten Tagen reagieren werden. Und das ist der Unterschied zu allen anderen Krankenhaus-Stationen oder zu Psychiatrien. Das Personal kann niemals aus der eigenen Erfahrung heraus empathisch reagieren. Es erkennt die Zufriedenheit des Sterbenden, es erkennt die Todesangst eines Anderen, und dann ist es wieder die Intuition, die z. B. den Impuls gibt: „Du solltest das Zimmer verlassen.“

Das ist jetzt, gerade für Richard das Beste.

Richard zeigte für einen kurzen Moment sein Innerstes, aber er kennt mich nicht. Mit mir wird er darüber nicht reden, vielleicht mit einem Angehörigen, der ihn bald besucht.

Zu wünschen wäre es ihm.